

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 50 (1979)

Heft: 7

Artikel: Diakonie und Sozialarbeit

Autor: Dreifuss, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dinge des Heimalltages selbstverständlich nicht vergessen werden.

Keiner sah es tiefer als Pestalozzi, und sein Wort gilt heute noch: «Lasst uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden

können und nicht durch Unmenschlichkeit zur Unfähigkeit des Bürgersinns und durch Unfähigkeit zum Bürgersinn zur Auflösung aller Staatskraft, in welcher Form es auch geschehe, versinken.»

Herbert Angst, Zürich

Diakonie und Sozialarbeit

An der Abgeordnetenversammlung und Arbeitstagung des Evangelischen Verbandes für Innere Mission und Diakonie, die Montag, den 11. Juni 1979, im schön gelegenen Kirchlichen Zentrum Bürenpark in Bern stattgefunden hat, wies der Präsident dieses Verbandes, Pfr. W. von Arburg, Greifensee ZH, schon bei der Eröffnung darauf hin, dass es sich heute ganz allgemein in der Sozialarbeit um ein «Nebeneinander» von Hilfeleistungen handle. Es gehe darum, staatliche Fürsorge und Sozialarbeit von allen Seiten, auch von nicht christlicher Seite, zu koordinieren, wobei das Ziel ein «Miteinander» sein müsse.

Neben der Presse bemerkte man unter den geladenen Gästen Vertreter befreundeter Verbände und Organisationen, wie Caritas und VSA, Behördevertreter der Stadt Bern, der Kooperation Evangelischer Kirchen und Missionen und von Seiten der DDR, Pfr. Ihmels mit Gattin aus Radebeul, Oberlandeskirchenrat von Sachsen, der dort unter erschwerten Umständen eine ausgezeichnete Arbeit leistet.

Nach gemeinsamen Gesang und Gebet folgte die ordentliche Abwicklung der Traktanden, wobei einstimmig W. Germann, Weinfelden, und Prof. Dr. Chr. Maurer, Bern, neu in den Vorstand gewählt wurden.

Im Mittelpunkt der Arbeitstagung stand vormittags das Referat «Das Spezifische des Diakonischen Auftrags», gehalten von Pfr. Dr. M. Kohler, Zürich, Dozent an der Schule für Soziale Arbeit Zürich und Hauptlehrer am Diakonienhaus Greifensee.

Er sprach über die Zuwendung zum einzelnen und über das Verhältnis der Diakonie zum Staat im Sinne einer Partnerschaft zwischen den beiden. In der Koordination mit Elementen der profanen Sozialarbeit müsse die Diakonie begründen, inwiefern sie evangelisch ist. Bei etwelchen Unterschieden in der Motivation und in den Intentionen handle es sich um die gleiche Zielsetzung, nämlich um das Wohl der Menschen. Ein Monopol oder ein Exklusivitätsanspruch der Diakonie sei abzulehnen. Diese These wird durch ein Zitat des Theologen Prof. Rich belegt: «Ein Volk Gottes sprengt die Religionen.» Der Unterschied der diakonischen Sozialarbeit im Verhältnis zur allgemeinen Sozialarbeit bestehe in

Nuancierungen. Der Redner schildert ein Collage-experiment seiner Schüler an der Schule für Soziale Arbeit, wobei lediglich zarte Pastelltöne auf schwarzem Hintergrund bei diesen Schülern erkennen lassen, dass bei der Diakonie noch spezifische Heilelemente dazukommen. Anhand von vier Leitsätzen wird dieses Spezifikum erläutert:

1. Ich kann nicht anders
2. Ich weiss um ein Letztes
3. Ich gebe keinen auf
4. Ich bin nicht allein

Die Diakonie wolle ein Lebensbeispiel für die säkularisierte Welt demonstrieren. Sie sei ein Motor, der die Umwelt in Richtung auf das Mitmenschliche in Bewegung setzen wolle. Damit werde oft eine Übertechnisierung und eine Bürokratisierung auf ein tragbares Mass reduziert.

Nachdem in diesem Referat das Spezifische des Diakonischen Auftrags in leichtfasslicher, aber geradezu in spannender Weise zum Ausdruck gekommen war, fand nach der Mittagspause, die, nach gemeinsamer Mahlzeit, noch Gelegenheit zu persönlichen Kontakten bot, der zweite Vortrag statt. G. Porret, Affoltern a. A., ebenfalls Dozent an der Schule für Soziale Arbeit in Zürich, referierte über die Möglichkeiten der Sozialarbeit innerhalb des diakonischen Auftrags.

Auch bei diesem Vortrag, der eine Ergänzung des ersten Referates darstellte und sich hauptsächlich mit den theoretischen Grundlagen der Sozialarbeit an sich befasste, wurde klar, dass Sozialarbeit heute eine Berufssparte ist, die von erarbeiteten Regeln ausgeht und fundierte berufliche Kenntnisse erfordert.

Porret formulierte kurz:

«Die Sozialarbeit ist alt, der Beruf hingegen jung.» oder:
«Aus einer philanthropischen Bewegung ist ein Beruf geworden.»

Die agogische Aktion (nämlich die Führungsarbeit) stehe heute im Vordergrund, wobei es sich um gezielte Führung handeln müsse. Bei der Arbeit des

sozial Tätigen gehe es um das «gewusst wie» als Resultat einer Synthese von wissenschaftlicher Erkenntnis mit beruflichem Können. Die Methodik müsse eine funktionale Zusammenarbeit zwischen Fürsorger und Klient ermöglichen. Oder in Thesen ausgedrückt:

1. Was willst Du verändern?
Wenn eine Strategie zum Helfen sichtbar ist, muss versucht werden, ein latentes Bedürfnis bewusst zu machen.
2. Diagnose und Bestimmung der Arbeitsziele aufgrund einer Problemdefinition.
3. Bestimmung der Gesamtstrategie.
4. Erreichung einer Verhaltensänderung.
5. Stabilisierung der erreichten Wirkung.
6. Auswertung.

Moderne Begriffe, wie «Case-work» (Individual- und Familienstudium, Geschichte und Umgebungsfor-

schung, Führung und Supervision), «Mikrobereich» (Individual- und Familienbereich, Zwischenmenschliche Beziehung, Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, Psychodrama usw.), «Makrobereich» (Wissenschaftliche Grundlagen, Studium grösserer Verbände, Verhaltensmuster von Kollektiven usw.), werden vom Referenten erläutert.

Er betont auch, dass vom diakonischen Standpunkt aus, der Sozialarbeiter nach erreichtem Diplom, die kirchliche Sozialarbeit erlernen müsse, was dann zu einer Integration der Theologie in der Sozialarbeit führe. Daraus könne sich eine gemeinsame Sprache von Sozialarbeit und Theologie entwickeln.

Die wohlvorbereitete und gut organisierte Tagung hat viel geboten. Darüber waren sich die gegen hundert Teilnehmer einig. Besonders eindrucksvoll war die Flexibilität dieses Verbandes, weil versucht wurde, den diakonischen Auftrag in die profane soziale Aufgabe sinnvoll einzubauen. *Max Dreifuss*

Heinz Bollinger

Notizen im Juli

Mein Name ist nicht Gantenbein. Trotzdem kann ich mir vorstellen, dass jetzt, im Sommer, in der Zeit der Rosenblüte, der Kornblumen und der lauen Nächte die Gefühle auch der pflichteifrigsten, ihrem dauernden Inanspruchgenommensein sehr bewusst lebenden Fachblatt-Leser ein bisschen lockerer werden. Versteht sich: Ich fordere hierzu nicht auf, ich stelle mir, wie gesagt, lediglich vor.

Nun ja, man fühlt sich doch ein wenig entspannt, weniger als Opfer seines Berufs, ist, an irgend einem Sonnenstrand, nahezu frei vom üblichen Selbstmitleid, räkelt sich, hört die Grillen zirpen, sieht die Wolken wandern ... Lässig, lässig, Ueberschrift Ferien 1979. Aber sind's die Grillen, ist's der Rosenduft?

«Wenn man in einer lauen Sommernacht meint, die Grillen zirpen zu hören», sagt Wolfgang Gruner, «sind es vielleicht bloss Reissverschlüsse». Wie auch immer: Ich wünsche allseits frohe Tage.

*

Ergebnis einer Erhebung des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit, unlängst der Öffentlichkeit präsentiert: Gute 14 Prozent seines Einkommens hat «Herr Schweizer» (den es, wie man weiß, nur als statistische Größe gibt) im vergangenen Jahr für seine Versicherung ausgegeben, ganze 14 Prozent. Das ist mehr, als was er für die Weiterbil-

dung, die Unterhaltung und fürs Reisen ausgelegt hat (12,7 Prozent), mehr als für die Ernährung (12,6 Prozent), aber auch mehr als für die Steuern (12,3 Prozent), für die Bekleidung (5,3 Prozent) und mehr als für das Dach über dem Kopf (11,5 Prozent). Jetzt weiß man es endlich genau. Bei einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von — sagen wir einmal — 40 000 Franken entfielen davon 6000 auf Versicherungsprämien aller Art, Motorfahrzeugversicherungen eingeschlossen, denn nahezu vier Fünftel aller Schweizer sind motorisiert.

Man kann diese Zahlen einfach so hinnehmen, wie sie in der BIGA-Rechnung zu finden sind, ohne sich weitere Gedanken zu machen. Man kann sie aber auch ein bisschen «hinterfragen» und wird dann vielleicht zu der Feststellung geführt, dass der moderne Eidgenosse nicht nur außergewöhnlich «mobil» ist, sondern außerdem, obwohl er gutgenährt, gutgekleidet ist und in rechten Wohnverhältnissen lebt, ein außergewöhnlich grosses Sicherheitsbedürfnis hat.

Verschiedene Erklärungen bieten sich an. Wie immer man die Sache begründen und allenfalls auch ein wenig verharmlosen will: Bedürfnis zeigt Mangel an. Keine der möglichen Erklärungen kommt darum herum, dass der gutgenährte «Herr Schweizer» sich für verhältnismässig viel Geld Sicherheit kaufen will, weil er Angst hat.

*